



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

Nach dem Tod des Sturmkönigs Ineluki flohen die Nornen hinter die schützenden Mauern ihrer Burg Nakkiga im Norden, um dort erneut Kräfte zu sammeln. Viyeki, ihr Heeresvormann, sucht verzweifelt nach einer Möglichkeit, sein Volk vor der endgültigen Auslöschung durch Herzog Isgrimmur und seine Truppen zu retten. Diesen haben sich zwei einfache Soldaten angeschlossen, Porto und Endri, deren Freundschaft angesichts der Grausamkeit der Kämpfe auf eine harte Probe gestellt wird. Und unter den Elben spielt ein Amulett eine immer wichtigere Rolle: Es trägt den Namen ›Das Herz der verlorenen Dinge‹ und erinnert an das einstige Paradies dieses uralten Volkes.

Tad Williams ist ein kalifornischer Superstar. Seine Fantasy-Epen und Science-Fiction-Bücher wurden weltweit mehrere zehn Millionen Male verkauft. Sie hatten und haben einen starken Einfluss auf eine ganze Generation von Autoren. Tad Williams lebt mit seiner Familie in Santa Cruz.

TAD WILLIAMS

DAS HERZ DER VERLORENEN DINGE

Ein Roman aus Osten Ard

Aus dem Amerikanischen
von Cornelia Holfelder-von der Tann

Klett-Cotta

Anmerkung des Autors

Ein Glossar der Protagonisten sowie sonstiger Namen und Wörter ist diesem Buch auf Seite 333 angefügt. Im Anhang auf Seite 327 befindet sich auch eine kurze Abhandlung (verfasst von einer der Figuren) unter dem Titel: *Einige erklärende Worte über die Feen, die wir Sithi nennen, ihre Verwandten, die Nornen, sowie die einstigen Diener beider Sippen, die Kinder des Meeres*. Wer neu in Osten Ard ist, könnte vielleicht davon profitieren, diese Erklärungen vor dem eigentlichen Buch zu lesen.

Tad Williams

Hobbit Presse Paperback

www.hobbitpresse.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»The Heart of What was Lost« im Verlag DAW Books, New York

© 2017 by Tad Williams

© Karten by Isaac Stewart. Dragonsteel

Für die deutsche Ausgabe

© 2017, 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Birgit Gitschier, Augsburg

Illustration: Melanie Korte, Inkcrafft

Gesetzt von Fotosatz Amann, Memmingen

Gedruckt und gebunden von C. H. Beck Nördlingen

ISBN 978-3-608-96399-1

INHALT

An meine Leser

7

Erster Teil

Die Festungsruine

9

Zweiter Teil

Der Dreirabenturm

93

Dritter Teil

Das Tor von Nakkiga

147

Vierter Teil

Der Schicksalsberg

239

Fünfter Teil
Der lange Weg zurück
285

Über die Feen ...
327

Glossar
333

Karten
343

Dank
347

Auszug aus »Die Hexenholzkrone«
349

AN MEINE LESER

Die Osten-Ard-Bücher waren und sind nicht nur mir unglaublich wichtig, sondern auch vielen Lesern. Nach so vielen Jahren eine Fortsetzung zu schreiben, war daher von Anfang an ein einschüchterndes, ja manchmal sogar beängstigendes Projekt, aber auch eine Freude.

Dieses Buch, *Das Herz der verlorenen Dinge*, leitet die Rückkehr nach Osten Ard ein, indem es ein wichtiges Stück Geschichte nachliefert, das im letzten Band von *Das Geheimnis der Großen Schwerter* fehlt: Was aus den Nornen wurde, nachdem der Krieg des Sturmkönigs mit ihrer Niederlage geendet hatte.

Ganz ehrlich, ich hatte nie vor, noch einmal nach Osten Ard zurückzukehren, jedenfalls nicht im großen Stil, und es wäre auch nicht dazu gekommen, wenn mich nicht alle möglichen Leute im Lauf der Jahre gefragt hätten: »Aber geht es denn irgendwann noch mal nach Osten Ard zurück?« Oder: »Was ist mit diesen Zwillingen und der Prophezeiung bei ihrer Geburt? Hey, mir kann doch keiner erzählen, dass da nicht der Grundstein für eine Fortsetzung gelegt wurde!«

Als immer mehr Leute fragten, begann ich, darüber nach-

zudenken. Und schließlich kam mir eine Geschichte, die ich erzählen wollte. Also kehre ich jetzt mit diesem etwas kürzeren Band und viel, viel mehr Seiten, die noch folgen werden, in jene Lande zurück, die ich für immer hinter mir gelassen zu haben glaubte.

Deshalb widme ich dieses Buch denen unter meinen Lesern, die immer schon mehr über Osten Ard erfahren wollten – mehr über Simon und Miriamel, Binabik, die Sithi und Norren, mehr über die Geschichte von Osten Ard vor dem Zeitpunkt, da das erste Buch der ursprünglichen Reihe einsetzt, und mehr über das, was auf den mehr oder weniger glücklichen Ausgang der ersten Geschichte folgt. Eure Liebe zu den Figuren und der Welt, in der sie leben, war etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. Ich habe euch schließlich nachgegeben, und ich bin froh darüber. Ich danke euch allen für eure Unterstützung und eure Freundschaft. Ich will mein Bestes dafür tun, dass es sich für euch gelohnt hat, mich ermutigt zu haben.

Willkommen zurück! Und denen, die neu in Osten Ard sind, sage ich in Anlehnung an das, was einer unserer Helden, Simon Schneelocke, am Ende der ersten Geschichte zu einem Verbündeten sagt: *Kommt nun mit uns. Dort wartet eine Welt voller Freunde auf euch – Freunde, von denen ihr manche noch gar nicht kennt.*

Erster Teil

DIE FESTUNGSRUINE

In dem Schneetreiben glaubte er zunächst, der Soldat, der sich da vor ihm durch den eisigen Matsch der Frostmarkstraße schleppte, sei verwundet, an Nacken und Schultern blutbefleckt. Doch als er sein Pferd um die humpelnde Gestalt herumlenkte, sah er, dass die roten Flecken regelmäßig geformt waren und eine Art Wellenmuster bildeten. Er zügelte sein Tier, bis er mit dem Soldaten gleichauf war.

»Woher hast du das?«, fragte Porto. »Das Tuch?«

Der Soldat, dünn und einige Jahre jünger als Porto, blickte nur zu ihm auf und schüttelte den Kopf.

»Ich hab dich was gefragt. Wo hast du's her?«

»Meine Mutter hat's für mich gewebt. Lasst mich in Ruhe.«

Porto lehnte sich amüsiert im Sattel zurück. »Bist du wirklich ein Hafengässler, oder ist deine Mutter ein bisschen blind?«

Der Jüngere sah ihn jetzt halb verwirrt, halb ärgerlich an: Er hatte den Verdacht, dass ihn der Reiter beleidigen wollte, war sich aber nicht ganz sicher. »Was wisst Ihr davon?«

»Mehr als du glaubst, weil ich nämlich ein Felsengässler bin und wir euch schon seit Jahrhunderten beim Schlagball fertigmachen.«

»Ihr seid ein Shoro – ein Geyser?«

»Und du bist ein Grundhai, einer von der ganz begriffstutzigen Sorte. Wie heißt du?«

Der junge Fußsoldat maß ihn misstrauisch. Das Hafengassenviertel und das Felsgassenviertel – zwei am Wasser gelegene Stadtteile oder *Setros*, wie sie in Ansis Pelippé, der größten Stadt in Perdruin, genannt wurden – rivalisierten immer schon miteinander, und selbst hier, etliche hundert Meilen von der perdruinesischen Küste entfernt, rechnete er offensichtlich als Erstes mit einer Prügelei. »Sagt mir, wer Ihr seid.«

Der Mann auf dem Pferd lachte. »Porto von der Shoro-Bucht. Eigentümer eines Pferds und einer fast vollständigen Rüstung. Und du?«

»Endri. Bäckerssohn.«

Endlich zeigte sich, fast als hätte er es bisher unterdrückt, ein Lächeln im Gesicht des Burschen. Er hatte noch so gut wie alle Zähne und wirkte dadurch noch jünger, wie einer der Buben, die winkend und johlend neben Portos Pferd herrannten, als er vor all den Monaten durch Nabban nordwärts geritten war. »Bei Usires, Ihr seid ganz schön lang geraten!« Endri musterte ihn von oben bis unten. »Was macht Ihr denn so fern der Heimat, Herr?«

»Ich bin kein Herr, nur ein Mann, der das Glück hat, ein Pferd zu besitzen. Und du erfrierst ja schier, weil du nicht schnell genug laufen kannst. Was ist mit deinem Fuß?«

Der jüngere Soldat sagte achselzuckend: »Pferd draufgetreten. Nicht Eures. Glaub ich zumindest.«

»Es war nicht meins. Ich würde mich an dich erinnern, mit deinem Hafengässlertuch.«

»Ich wollte, ich hätte noch eins. Und wenn's in dem verdammten Shoro-Blau wär. Es ist so scheißkalt hier, macht einen fix und fertig. Sind wir schon in Rimmersgard?«

»Habe vor zwei Tagen die Grenze überquert. Aber hier oben leben alle wie die Gebirgstrolche. Häuser aus Schnee und zu essen nichts als Tannennadeln. Steig auf.«

»Was?«

»Steig auf. Ist zwar das erste Mal, dass ich einem Grundhai helfe, aber so schaffst du's nicht mal bis zur Grenzfestung. Hier, halt dich an meiner Hand fest, ich zieh dich in den Sattel.«

Als Endri hinter ihm saß, gab Porto ihm einen Schluck aus seinem Trinkhorn. »War übrigens fürchterlich.«

»Was?«

»Die Abreibung, die wir euch dieses Jahr am Sankt-Tunatos-Tag verpasst haben. Ihr Grundhaie habt auf den Straßen geflennt wie Weiber.«

»Lügner. Keiner hat geflennt.«

»Nur weil sie alle damit beschäftigt waren, um Gnade zu flehen.«

»Wisst Ihr, was mein Vater immer sagt? ›Geh in den Palast, wenn du Recht suchst, geh in die Kirche, wenn du Barmherzigkeit suchst, aber geh ins Felsgassenviertel, wenn du Lügner und Diebe suchst.«

Porto lachte. »Für eine Heulsuse von Hafengässler ist dein Vater ein ganz schön weiser Mann.«



Dies ist eine wahre Geschichte, wenn Worte wahr sein können.
Wenn nicht, dann sind es nur Worte.

Einst, unter der Ägide des sechzehnten Großzelebranten der Köni-

gin, in der Zeit der Rückkehrkriege, wurde unser Volk, das Volk der Wolkenkinder, in der Schlacht um Asu'a besiegt, und Sturmkönig Ineluki begab sich in den Tod zurück, nachdem alle seine Pläne gescheitert waren. Unsere große Königin Utuk'ku überlebte, fiel aber in den Keta-yi'indra, einen Heilschlaf, kaum weniger tief als der Tod. Manchen der Unseren schien es, als sei das Ende aller Geschichten gekommen, als verstumme der Große Gesang selbst, auf dass das Universum seinen nächsten äonenlangen Atemzug tun könne.

Viele, viele der Unseren, die auf verlorenem Posten für ihre Königin gekämpft hatten, verließen jetzt die südlichen Lande in dem einzigen Bestreben, ihre Heimat zu erreichen, bevor die Rache der Sterblichen sie ereilte, da diese danach trachten würden, unsere Heimat im Berg niederzuwerfen und die letzten Wolkenkinder auszulöschen.

Dies war der Zeitpunkt, da das Volk nahezu vernichtet war. Aber es war auch eine Zeit außerordentlicher Tugend und Tapferkeit. Und wie immer im Gesang des Volkes waren auch jetzt die Momente größter Schönheit mit Zerstörung und Verlust vermischt.

So also stand es für viele Krieger vom Orden der Opfermutigen, als der Sturmkönig fiel, und für jene der anderen Orden, die mit ihnen ins Feindesland gezogen waren. Der Krieg war vorbei. Die Heimat war fern. Und im Nacken saßen ihnen die Sterblichen, Geschmeiß aus den schmutzigsten Straßen der Sterblichen-Städte, Söldner und Wahnsinnige, die nicht wie wir nur mit Bedauern töteten, sondern aus schierer, barbarischer Lust.

– Miga Seyt-Jinnata, Edle vom Orden der Chronisten



Ich hatte gehofft, du übertreibst«, sagte Herzog Isgrimmur. »Aber es ist schlimmer, als ich mir je hätte vorstellen können.«

»Ein ganzes Dorf«, sagte Sludig. »Das ergibt doch keinen Sinn.« Er sah finster drein und schlug das Zeichen des *Heiligen Baumes*. Wie der Herzog selbst hatte auch der junge Krieger im eben zu Ende gegangenen Krieg schreckliche Dinge erlebt, Dinge, die keiner von beiden je vergessen würde. Jetzt lagen hier vor der Zehntscheuer im aufgewühlten Morast und blutigen Schnee ein weiteres Dutzend Tote, hauptsächlich Frauen und alte Männer, zwischen den zerstückelten Kadavern mehrerer Schafe. »Frauen und Kinder«, klagte Sludig. »Sogar Tiere.«

Zu Isgrimmurs Füßen lag der halb mit Schnee bedeckte Leichnam eines Kindes, die blaugrauen Finger noch immer nach irgendetwas ausgestreckt, der ganze Arm wie eine zer-tretene Blume. Wie schrecklich musste es für diese Dörfler gewesen sein, mitten in der Nacht aufzuwachen und sich von den totenbleichen Gesichtern und seelenlosen Augen der Nornen umgeben zu sehen, jener Gestalten aus alten Schau-ermärchen. Herzog Isgrimmur schüttelte lediglich stumm den Kopf, aber seine Hände zitterten. Es war schon schlimm genug, das blutige Chaos einer Schlacht mitzuerleben, die eigenen Männer tot oder sterbend am Boden zu sehen, aber seine Soldaten hatten wenigstens Schwerter und Äxte, konnten sich immerhin wehren. Das hier ... war etwas anderes. In ihm krampfte sich alles zusammen.

Er drehte sich zu Ayaminu um. Die Sithi-Frau stand ein Stück von den Männern des Herzogs entfernt und blickte auf

das Gewirr von Fuß- und Hufspuren hinab, das jetzt allmählich unter einer frischen Schicht von pulvrigem Weiß verschwand. Die steilen, goldenen Flächen ihres Gesichts und ihre länglichen, schmalen Augen waren fremdartig und undeutbar, während sie das grausige Werk der Nornen studierte, jener Verwandten ihres eigenen Volkes, die sich von ihr nur durch die Hautfarbe unterschieden. »Und?«, fragte er. »Was seht Ihr? Ich sehe nur gemeinen Mord.«

Ayaminus Blick tastete zunächst weiter den Boden ab. Sie schien nicht groß zwischen aufgewühltem Schnee und hingestreckten Körpern zu unterscheiden. »Die Hikedá'ya wollten Nahrung stehlen«, sagte sie. »Ich glaube nicht, dass sie von sich aus jemandem etwas getan hätten, aber sie wurden entdeckt.«

»Was soll das heißen?« Sludig bemühte sich gar nicht, seinen Zorn zu zügeln. »Wollt Ihr sie entschuldigen, weil sie Euresgleichen sind? Sie haben diese Leute brutal abgeschlachtet! Der Krieg ist vorbei, aber sie töten immer noch.«

Ayaminu schüttelte den Kopf. »Entschuldigen? Nein. Aber wenn die Hikedá'ya so hungrig waren, dass sie eine Sterblichensiedlung überfallen haben, müssen sie sehr, sehr hungrig gewesen sein – wahnsinnig vor Hunger. Wie mein Volk können auch sie notfalls von sehr wenig leben. Aber der Norden leidet schon lange unter den Frösten des Sturmkönigs.«

»Wir Rimmersmänner leiden auch unter diesem endlosen Winter, ohne deshalb ganze Dörfer zu vernichten!«

Ayaminu sah den jungen Krieger verwundert an. »Ihr Rimmersmänner, die ihr erst vor ein paar hundert Jahren aus dem Westen gekommen seid und Tausende meines Volkes

getötet habt? Und erst dieses Jahr so vielen eurer Nachbarn, den Hernystiri, den Tod gebracht habt?»

»Verdammt, das waren nicht wir!« Sludig zitterte. »Das waren andere Rimmersmänner unter Skali von Kaldskryke – Herzog Isgrimmurs geschworenem Feind!«

Der Herzog legte Sludig die Hand auf den Arm. »Ruhig, Mann. Dieser Streit führt nirgends hin.« Doch in diesem Moment, da sich beim Anblick der toten Dörfler – seiner Dörfler, die Gott seinem Schutz anbefohlen hatte – alles in ihm zusammenzog, hatte Isgrimmur selbst Mühe, der Sitha freundlich zu begegnen. »Bedenkt, dass unsere Erinnerung nicht so weit zurückreicht wie die Eure, Ayaminu«, sagte er, so ruhig er irgend konnte, »und unser Leben auch nicht. Ich habe Euch auf Bitten Eures Herrn Jiriki, der ein Freund unseres Königspaares ist, gestattet, uns zu begleiten – aber nicht, Streit mit meinen Männern vom Zaun zu brechen.« Tatsächlich hatte sich der Herzog nur auf Drängen des frischgekrönten Königspaares Simon und Miriamel bereitgefunden, die Sitha mitzunehmen, und er war sich immer noch nicht sicher, ob das die richtige Entscheidung gewesen war.

Er blickte bergab auf die Schlange der in lockerer Marschordnung wartenden Männer, die sich eine halbe Meile die Frostmarkstraße entlangzog. Es waren hauptsächlich Rimmersmänner, aber auch ein paar hundert Soldaten aus anderen Ländern, die die Kämpfe in Erchester weitgehend verpasst hatten und jetzt die leerstehenden Festungen an der nördlichen Grenze, zwischen den Landen des Hochkönigsbanns und den besiegten Nornen, wiederbemannen sollten. Wenn jemand von ihnen erwartet hatte, dass die Weißfüchse

sich einfach tatenlos über die Grenze davonschleichen würden, wurde er jetzt eines Besseren belehrt.

»Das war Finnbogis Dorf.« Der bullige, zottelbärtige Brindur, Bruder des Thans von Skoggey und selbst ein bedeutender Than, hatte die Entscheidungsschlacht am Hochhorst überlebt, aber eine Menge Blut und den größten Teil eines Ohrs auf dem Schlachtfeld gelassen. Sein Helm saß schief auf dem Verband. »Ich habe ihn direkt vor dem Burgtor sterben sehen, Euer Gnaden. Ein Riese hat ihm den Kopf abgerissen und den Kopf anschließend über die Mauer des Hochhorsts geworfen.«

»Genug. Und genug auch von diesem Ort hier.« Isgrimmur wedelte unwirsch mit der Hand. »Gott, ich rieche die widerlichen Kreaturen noch über dem ganzen Blutgeruch – als wären sie eben erst hier gewesen.«

»Es ist unwahrscheinlich ...«, setzte Ayaminu an, verstummte aber auf die erzürnte Geste des Herzogs hin.

»Wir hätten die Weißfüchse am Ende der Schlacht zusammentreiben sollen«, sagte Isgrimmur. »Und ihnen allen den Kopf abschlagen, Gefangene hin oder her, so wie Crexis es beim Fall von Harcha getan hat.« Er sah die Sitha an. »Das funktioniert doch bei Feenwesen genau wie bei normalen Leuten, oder? Sie einen Kopf kürzer zu machen?«

Ayaminu sah ihn nur wortlos an. Isgrimmur kehrte ihr den Rücken zu und ging knirschend durch den Schnee davon zu seinen wartenden Soldaten.

»Euer Gnaden, ein Reiter kommt. Er trägt Jarl Vigris Banner!« Isgrimmur fuhr zusammen, blickte von seiner Karte auf

und sah den Boten ungehalten an. »Was brüllst du denn so, Mann? Das ist doch nichts Außergewöhnliches.«

Der junge Rimmersmann errötete, auch wenn das auf seinen rötlichbraunen Wangen schwer auszumachen war. »Aber er kommt nicht von Osten auf die Straßengabelung zu. Nicht aus Elvritshalla, sondern von Westen.«

»Unmöglich«, sagte Sludig.

»Meinst du aus Naarved?«, fragte der Herzog schroff. »Was ist das denn für ein Unsinn?« Er stand auf, wobei er mit dem Bauch gegen die Tischplatte stieß, sodass die als Truppen dienenden Steine wackelten und hüpfen. »Was sollte Vigri in Naarved machen, wenn es doch seine Aufgabe ist, Elvritshalla zu schützen?« Vigri war einer der mächtigsten Rimmersgarder Adligen nach Isgrimmur selbst und, wie schon sein Vater vor ihm, ein getreuer Gefolgsmann des Herzogs. Es war vollkommen undenkbar, dass der Jarl, wie hier im Norden die Grafen genannt wurden, seine Pflicht vernachlässigte. Isgrimmur schüttelte den Kopf, während er in die pelzgefütterten Handschuhe fuhr. »Dem Erlöser sei Dank, dass meine Gutrun noch heil und sicher bei unseren Freunden im Süden ist. Sind denn alle hier oben verrückt geworden?« Er verließ das Zelt, dicht gefolgt von Sludig. Die Sitha Ayaminu schlüpfte lautlos wie ein Schatten hinterher.

Der Bote und sein Pferd waren in Wolken von Atemdampf gehüllt. Hinter ihnen erstreckte sich östlich der Straße das schneebedeckte Grün des Dimmerskog-Waldes, die Bäume wie auf ihrem Posten festgefrorene Wachsoldaten, Reihe um Reihe, bis sie in weißem Nebel verschwanden.

»Was hast du für mich, Bursche?«, fragte der Herzog.

»Schickt dich wirklich Vigri? Warum ist er nicht in Elvritshalla, um die Stadt zu verteidigen?«

Der Reiter, der inzwischen vom Pferd gestiegen war, tat sein Bestes, das Knie zu beugen, obwohl er sichtlich schon fast zu müde und durchgefroren war, um sich überhaupt noch auf den Beinen zu halten. »Hier, Euer Gnaden«, sagte er und streckte dem Herzog ein gefaltetes Pergament hin. »Ich bin nur der Überbringer – lasst den Jarl selbst sprechen.«

Isgrimmur las stirnrunzelnd und winkte dann seinen Bediensteten. »Gebt dem Mann etwas zu essen und zu trinken. Sludig, Brindur, Floki – wir müssen reden. In meinem Zelt.«

Drinnen drängten sich die Männer gespannt, aber stumm um den Herzog. Ayaminu war ebenfalls eingetreten, hielt sich aber wie immer im Schatten, reglos und wachsam.

»Vigri schreibt, die Weißfüchse würden seit über einem Monat durch unsere Lande in den Norden zurückkehren, zumeist in versprengten Grüppchen, die sich von unseren Städten und Dörfern fernhalten«, begann Isgrimmur. »Aber eine Schar, schwerbewaffnet und überwiegend beritten, sei zu groß, um sie zu ignorieren. Sie bewege sich langsamer fort. Vigri meint, diese Nornen brächten den Leichnam eines wichtigen Anführers zur Sturmspitze zurück – vielleicht sogar den der Nornenkönigin selbst.«

»Einen Leichnam?«, sagte Ayaminu im Halbdunkel am Eingang. »Mag sein, aber nicht den der Königin. Utuk’ku Silbermaske ist nicht tot. Sie hat eine schreckliche Niederlage erlitten, aber wenn sie gestorben wäre, hätten wir es mitbekommen. Und wenn ihr Geist auch bei Asu’a – dem Ort, den ihr den Hochhorst nennt – anwesend war, hat ihre körper-

liche Gestalt doch Nakkiga nie verlassen. Sie wartet noch immer im großen Berg.«

Isgrimmur runzelte die Stirn. »Nun ja, dann ist es eben irgendein anderer hoher Weißfuchs, den sie mit sich führen. Spielt keine Rolle. Vigri sagt, dieser Haufe sei von der Größe her ein kleines Heer und plündere daher in großem Stil entlang seines Wegs. Die Weißfüchse haben am Rand von Elvritshalla beträchtlichen Schaden angerichtet, deshalb ist Vigri mit einem Teil der dortigen Truppen, mehreren tausend Mann, ausgerückt, um sie zu stellen. Die Nornen haben erbittert gekämpft, aber schließlich konnte er sie in die Wildnis hinaustreiben. Doch wollte er sie nicht einfach entkommen lassen.« Er blickte auf den Brief, zog wieder die Brauen zusammen. »Bei Ädons Gnade, er sagt, er hätte all diese Weißfüchse – Hunderte – in einer halbverfallenen Nornen-Grenzfestung am Rand ihrer Lande eingeschlossen, am Skuggi-Pass.«

»Ihre alte Wirrwurzelfeste«, sagte Ayaminu. »Es kann keine andere sein.«

»Vigri hat die meisten seiner Soldaten zum Schutz von Elvritshalla zurückgelassen«, fuhr Isgrimmur fort. »Er sagt, sie sind zu wenige, um in derart offenem Gelände eine Belagerung aufrechtzuerhalten, und er fürchtet, dass die Nornen wieder entkommen. Er bittet uns, ihm mit unseren Männern zu Hilfe zu eilen.«

»Die Burg mag ja verfallen sein«, sagte Ayaminu, »aber die Gänge darunter sind tief und ausgedehnt. Die Hikedaya können diese Feste lange halten.«

»Nicht, wenn wir sie mit Feuer und schwarzem Eisen hin-

austreiben wie Ratten«, sagte der junge Floki. Sein breites Gesicht zeigte, wie sehr ihm die Vorstellung gefiel.

»Lasst die Leichenhäutigen sich dort verkriechen bis zum jüngsten Tag«, sagte Brindur. »Unsere Männer haben lange und hart gekämpft. Viele von ihnen sind schon über ein Jahr fern von Rimmersgard, und mancher, der mit uns auszog, liegt jetzt in der Erde von Erkyndland oder fremden Landen noch weiter im Süden. Wen kümmern schon ein paar hundert Nornen? Schließlich ist ihre Macht gebrochen.«

»Ihre Macht wird nie gebrochen sein, solange ihre mordgierige Königin lebt.« Sludig hatte noch keinen Titel, würde aber sicher bald einen verliehen bekommen: Er war schon vor dem Krieg einer von Isgrimmurs verlässlichsten Dienstleuten gewesen und hatte im Kampf gegen den Sturmkönig großen Heldenmut bewiesen. »Dies sind vielleicht ihre letzten Heerführer und Adligen, die jetzt in einer Ruine fern der Heimat in der Falle sitzen. Ich finde, Floki hat recht, Than Brindur. Es ist unsere Chance, die Weißhäute zu zertreten wie Schlangenjunge, die man unter einem Stein findet.«

Isgrimmur konnte sich für keinen der beiden Vorschläge erwärmen. »Es lässt sich gar nicht in Worte fassen, wie sehr ich diese Monster hasse«, sagte er langsam. »Allein für das, was sie mit meinem Sohn Isorn gemacht haben, könnte ich sie alle töten, egal ob Mann, Frau oder Kind.« Er schüttelte den Kopf, als wäre dieser zu schwer für seinen Hals. »Aber Brindur hat recht, unsere Leute sind müde. Ich will nicht noch mehr tapfere Männer im Kampf gegen die Feenwesen fallen sehen.«

»Bekämpft sie jetzt, oder Ihr müsst bald wieder gegen sie

kämpfen«, sagte Sludig und klopfte auf eine der beiden Äxte an seinem Gürtel. Den jungen Rimmersmann hatte der Tod des Herzogsohnes Isorn fast so schwer getroffen wie Isgrimmur selbst. Noch immer glühte der Zorn auf die Nornen heiß in seinen Adern. »Wenn sie sich erst einmal weit genug erholt haben, um unsere Lande wieder zu überfallen, dann, Herr, werden wir mit Sicherheit wünschen, wir hätten sie ein für alle Mal erledigt, als sie schwach waren.«

Isgrimmur seufzte. »Dann gebt mir Bedenkzeit. Wir haben ja sowieso schon unser Nachtlager aufgeschlagen, also bleibt uns in jedem Fall der Abend, um eine Entscheidung zu treffen. Lasst mich eine Weile allein.«

Als die Männer hinausgingen, blieb Ayaminu an der Zelttür stehen. Ihre Augen glänzten im Lampenschein wie Goldmünzen. »Wünscht Ihr, dass ich hierbleibe, Herzog Isgrimmur?«

Er schnaubte. »Ihr wolltet mit uns kommen, um zuzuhören und zu beobachten, und da dies der Wille unseres neuen Königspaares war, habe ich zugestimmt. Aber ich habe nie gesagt, dass ich mir von Euch Ratschläge erteilen lassen würde.«

»Was kaum überrascht. Elvrits Volk war immer schon stur und blindwütig. Vielleicht sind die Zeiten des Fingil Blutfaust ja doch noch nicht so lange vorbei, wie Ihr glauben möchtet.«

»Mag sein«, sagte Isgrimmur säuerlich.



Ohnehin schon langsam, weil er den Sarg unseres bedeutenden Feldherrn Großmarschall Ekisuno mit sich führte, wurde einer der kopfstärksten Trupps des Volkes noch dadurch in seinem Fortkommen behindert, dass sich ihm immer mehr fliehende Hikeda'ya anschlossen.

Herzog Isgrimmur von Elvritshalla, der Anführer der nördlichen Sterblichen, nahm mit einer großen Streitmacht die Verfolgung des besagten Trupps auf, während bereits einer der stärksten Bundesgenossen des Herzogs, Graf Vigri von Enggidal, ebenfalls Jagd auf diesen machte. Von den beiden grausamen Feinden in die Zange genommen, mussten sich die Wolkenkinder – die meisten vom Orden der Bauleute, aber auch einige Opfermutige und Mitglieder anderer Orden – in die verlassene Wirrwurzelfeste flüchten, wo ihnen nichts mehr zu bleiben schien als ein ehrenhafter Tod.

– Miga Seyt-Jinnata, Edle vom Orden der Chronisten



Während das Dach und der Großteil der oberen Stockwerke längst eingestürzt waren, stellte die darunter gelegene große Halle von Ogu Minurato, der Wirrwurzelfeste, den noch am wenigsten beschädigten Teil der verfallenen alten Burg dar. Hier war der Schutt weggeräumt worden, um Platz für den riesigen Leichenwagen zu schaffen, dessen Räder fast so groß waren wie Viyeki. Das mussten sie auch sein, denn Ekisunos mächtiger Hexenholz-Sarkophag wäre für jeden kleineren Wagen zu schwer gewesen: Die Zele-

branten, die jetzt um ihn herum beteten, wirkten im Verhältnis dazu wie Kinder.

Viyeki bemerkte mit Bestürzung, wie schnell hier, außerhalb der schützenden Mauern Nakkigas, alles verfallen war. Nur ein paar Sterblichen-Jahrhunderte, und die Natur hatte Ogu Minurato schon fast verschlungen, hatte an Mauerwerk und Fundamenten gefressen und deren Substanz durch ihre eigene ersetzt, sodass jetzt ein Meer von Wurzeln die Steinböden bedeckte, auf denen einst die Opfermutigen der Königin exerziert hatten. Es führte einem vor Augen, dass die Welt hier draußen im selben Eiltempo lebte wie die Sterblichen – dass er, Viyeki, und die restlichen Hikedaya darin für immer Fremdlinge bleiben würden.

Diese Welt ist für die Ihnen gemacht, befand er. Die Wolkenkinder waren schließlich Vertriebene aus dem Verlorenen Garten und konnten nicht erwarten, dass irgendein anderer Ort ihnen genauso entsprach.

»Wir leben zu sehr in der Vergangenheit«, sagte eine Stimme hinter ihm, als widerspräche sie dem, was er dachte.

Verdutzt drehte Viyeki sich um und sah seinen Meister Yaariki da stehen und die Szene betrachten. Viyeki machte eine Geste der Ehrerbietung. »Preis sei der Königin, Preis sei den Hamakha«, sprach er die rituelle Grußformel. »Aber ich bitte um Verzeihung, Großmagister, ich verstehe nicht, was Ihr meint.«

»Unsere Liebe zur Vergangenheit behindert uns, jedenfalls in dieser Situation«, sagte Yaariki.

Rein äußerlich hätten Viyeki und sein Lehrer fast schon Brüder sein können. Die Haut des Großmagisters vom Orden

der Bauleute war glatt, sein Gesicht so vornehm wie seine Ahnenlinie, aber ein leichtes, kaum merkliches Zittern seiner Hände und seiner Stimme verriet sein Alter. Yaarike war einer der ältesten Hikedá'ya-Überlebenden, geboren noch vor der sagenumwobenen Trennung von ihren Zida'ya-Vettern – jenen, die die Sterblichen Sithi nannten.

»Wie können wir zu sehr in der Vergangenheit leben, Magister?«, fragte Viyeki. »Die Vergangenheit ist der Garten. Die Vergangenheit ist unser Erbe – das, wofür so viele von uns gekämpft haben und gestorben sind.«

Yaarike zog die Brauen minimal zusammen. Sein offenes Haar hing zu beiden Seiten des Gesichts herab wie ein Paar feine weiße Vorhänge. »Ja, sicher, die Vergangenheit definiert uns, aber die Einfalt deiner Antwort enttäuscht mich.« Er machte mit seinen langen Fingern eine schnippende Geste, die ein Mittelding aus Verärgerung und Zärtlichkeit war.

»Ihr seht mich beschämt, Herr.«

»Du bist der gescheiteste meiner Heeresvorleute – du solltest mich eigentlich ohne große Erklärungen verstehen. Aber was ich meinte, war: Unser Leiden hier und jetzt kommt von unserer eigenen Selbstüberschätzung, Viyeki-tza.« Wenn sein Meister solcher Stimmung war, klangen seine Koseformen oft ein wenig herablassend. Viyeki wartete schweigend.

»Weißt du noch, was du gelernt hast, als du in den Orden der Bauleute eingetreten bist, damals vor so langer Zeit? Wenn du einen Fehler in einem Stein entdeckst, dann untersuche nicht nur den Fehler, sondern auch, wie er entstanden ist, wie er sich entwickeln wird, wenn man ihn sich selbst überlässt, und wie der umgebende Stein reagiert hat. Ver-

nachlässige auch nicht, was dadurch vielleicht an Schönheit hervorgebracht wurde – ohne Fehler wäre die Welt unendlich viel ärmer.«

Viyeki nickte, unsicher, was das mit Selbstüberschätzung zu tun hatte. »Bitte helft mir, diesen Fehler zu untersuchen, Meister.«

»Schon besser.« Yaarike nickte. »Frage als Erstes, wie lange wir diesen Feldzug gegen die Sterblichen geplant haben. Die Antwort lautet: fast acht Großjahre – fünf Jahrhunderte in der Zeitrechnung unserer Feinde. Seit die Nordmänner das mächtige Asu'a erstmals den Unseren entrissen. An jenem Tag fielen Asu'a und sein Zida'ya-König Ineluki, und die kostbaren Hexenholzhaine wurden niedergebrannt. Als die Nachricht kam, wurden so viele Trauerbanner gehisst, dass ganz Nakkiga weiß verhängt war.«

»Ich entsinne mich, Meister.«

»Außer sich vor Schmerz«, fuhr der Magister fort, »riefen die Leute: ›Nie wieder eine solche Niederlage!‹ Aber jetzt sind wir erneut geschlagen worden.«

»Aber das war doch wohl nicht vorhersehbar, Meister.«

Yaarike schüttelte den Kopf. »Ich sage ja nichts gegen unsere Opfermutigen, die alles gegeben haben, und natürlich könnte ich nie irgendeine Art von Kritik an der Mutter des Volkes üben – die Königin zu kritisieren hieße ja, an der heiligsten Wahrheit zu zweifeln. Nein, nicht unseren Schlachtplan tadele ich, sondern unsere Selbstüberschätzung. Und hier haben wir ein Musterbeispiel.« Er zeigte auf den Wagen mit dem riesigen Sarg. »Ich denke einfach, dass eine Armee, selbst wenn sie von einem so bedeutenden Krieger wie Mar-

schall Ekisuno geführt wird, keine so hinderliche Last wie den Sarkophag des Marschalls mit in die Schlacht schleppen sollte. Hätten wir gesiegt, dann wäre es kein Problem, selbst wenn Ekisuno nicht mehr am Leben wäre. Da wir jedoch verloren haben, müssen wir ihn jetzt mitschleppen – und wie du sicher gemerkt hast, hat uns der Leichnam des großen Kriegers in seinem schweren Riesensarg doch um einiges verlangsamt.«

In der bröckelnden großen Halle hörte man außer dem Murmeln der Trauer-Zelebranten nur das Seufzen des Windes in den Mauerruinen darüber. Viyeki fragte sich, warum sein Meister so redete, zumal über eine so wichtige Persönlichkeit wie den verstorbenen Ekisuno. Es klang geradezu spöttisch, aber bei dem Großmagister der Bauleute, der so tiefgründig war wie die innersten Klüfte Nakkigas, konnte man da nie sicher sein. Viyeki blieb nur zu nicken und zu hoffen, dass er sich nicht in die Nesseln setzte.

»Ah, ich bin froh, dass du mir zustimmst, Viyeki-tza«, sagte Yaarike. »Und da kommt Verbandskommandeur Hayano mit seinen Männern, zweifellos, um zu erörtern, wie wir unser Leben dafür einsetzen können, Marschall Ekisunos leblosen Körper zu schützen.«

Jetzt war sich Viyeki fast sicher, dass sein Meister es spöttisch meinte, wenn er auch immer noch nicht verstand, warum: Ekisuno war nicht nur der oberste Feldherr der Königin gewesen, sondern auch ein Nachkomme ihres längst verstorbenen Gemahls, des großen Ekimeniso. Wenn es jemandes Leichnam vor ruchlosen Sterblichen zu schützen galt, dann doch wohl den von Ekisuno.